

Herr Christoffel

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz**

Band (Jahr): **73 (1979)**

Heft 21

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Redaktionsschluss:
für GZ Nr. 22, 1979: 7. November

Bis zu den angegebenen Daten müssen
die Einsendungen bei der Redaktion,
Kreuzgasse 45, Chur, sein.

Anzeigen:

bis 9. November im Postfach 52,
Gehörlosen-Zeitung, 3110 Münsingen



Gehörlosen-Zeitung

für die deutschsprachige Schweiz

Offizielles Organ des Schweizerischen
Gehörlosenbundes (SGB)
und des Schweizerischen Gehörlosen-
Sportverbandes (SGSV)

Erscheint zweimal monatlich

73. Jahrgang 1. November 1979 Nr. 21

Allerseelen

Einige Tage vor Allerseelen gingen wir mit unserer Mutter in den nahen Wald. Auf den Sonntagsspaziergängen hatte sie schon lange vorher nach Holzschlägen ausgeschaut. Dort durfte man Kris von den gefälltten Tannen holen. Wo die roten Hagebutten zu finden waren, wusste unsere Mutter auch. Und auf der Allmende der Nachbargemeinde leuchteten die weissen Silberdisteln.

Daheim wurde dann der Küchentisch abgeräumt. Mit dem Tannenkris und feinen Drähten machte die Mutter drei Kränze. Sie wurden mit den roten Hagebutten und den weissen Silberdisteln verschönert.

Auf Allerseelen hin brachten wir sie auf unserem kleinen Handwagen zum Friedhof. Man ging über den mittleren Weg. Rechts fand man in der langen Reihe das Grab meines Grossvaters. Der hohe Stein trug seinen Namen, Geburts- und Todesjahr. Sein Todesjahr war mein erstes Schuljahr. Nachdem wir den einen Kranz niedergelegt hatten, standen wir da mit unserer Mutter. Da gab es kein Wegrennen, keine Unruhe. Man blieb einfach stille stehen, blickte auf das Grab und etwas verstohlen der Mutter auf die Augen.

In einer anderen Reihe und weiter rechts war das Grab meines Onkels. Ihn hatte ich nicht gekannt. Er war jung gestorben. Wohl aus diesem Grunde war sein Grabstein eine abgebrochene Säule. An ihr kletterten, vom Bildhauer gehauen, Efeuranken empor. Man denkt dabei an das ewige Leben. Sicher habe ich als kleiner Bub nach dem Ablegen des Kranzes nicht an solche Dinge gedacht.

In der linken Ecke des Gottesackers war das Grab meiner Grossmutter mit einem dunklen Serpentinstein. Die Mutter meiner Mutter hatte mich noch auf ihrem Krankenbett gestreichelt. Ich aber hatte sie nicht gekannt. Von ihr wurde in unserer Familie immer wieder erzählt. Der Stein ist längst nicht mehr dort.

Dann gingen wir an der Hand unserer Mutter den Weg der Mauer entlang.

Links stand als Grabmal einer adeligen Salis-Familie eine kleine Kapelle in rötlichem Stein. Wie ein grosses Spielzeug kam sie uns vor. Oben an der Biegung des Weges sah man auf einem Felsstück den Kopf des Verstorbenen. In der rechten Hand hielt er den Gletscherpickel. Da erzählte die Mutter, dass der ihr bekannte Mann in den Bergen tödlich verunglückt sei. Es war dann, wie wenn der Tod an unserer Seite stehen würde.

Die jeweiligen Gänge an Allerseelen auf unseren Friedhof sind mir liebe Erinne-

Herr Christoffel

Als Kinder liefen wir ihm nach. Nie redeten wir ihn an. Da waren wir zu scheu, zu ängstlich. Irgendwie bewunderten wir den blinden Mann. Man kannte ihn in der ganzen Stadt. Ob er von Geburt an blind war? Ob er erst später blind geworden war? Ich wusste es nicht und habe es nie erfahren. Ich fragte mich immer: «Wie kann ein Blinder seinen Weg finden?» Er findet den Bäckerladen. Er geht zum Metzger. Dort in der Gasse drückt er auf eine Türfalle und geht in das richtige Haus hinein. Er macht einen Besuch. Mit einem Brief in der Hand eilt er dahin. Er biegt um die Hausecke. Er schiebt den Brief ohne langes Suchen in den gelben Briefkasten. Das geht alles so, wie wenn er sehen würde. Und doch ist er blind. Damals kannte man die weissen Blindenstöcke nicht. Er hatte einen gewöhnlichen Spazierstock. Herr Christoffel kannte unser Städtchen. Hier hatte er seine Kindheit verbracht. Wo er zur Schule gegangen ist, weiss ich nicht. Ich kann mich auch nicht erinnern, wann er von Chur fortgezogen ist.

Etwa zehn Jahre später sah ich ihn an einem Sonntagnachmittag auf dem kleinen Bahnhof Rätterschen, ausserhalb Winterthur. Er bat mich, ihm einen Wagen dritter Klasse (das gab es damals) Nichtraucher zu zeigen. «Kommen Sie nur mit mir», sagte ich. Wir stiegen ein und setzten uns. «Sie sind von Chur!» Aus meinen wenigen Worten hatte er

Erst seit kurzer Zeit ist nun auch meine Mutter aus dieser Welt geschieden. Der Friedhofgärtner besorgt ihr Grab, auf dem auch ein dunkler Serpentinstein steht. Die Menschen haben sich geändert. Es ist, als ob sie für das Schmücken der Gräber keine Zeit mehr hätten. «Die Zeiten haben sich geändert», sagen sie.

Nicht nur an Allerseelen wollen wir mit uns nehmen, was liebe Verstorbene uns einmal gewesen sind und uns gegeben haben. EC

das gemerkt. «Darf ich Sie fragen, wie Sie heissen?» Dann erzählte er mir Erlebnisse mit meinem Vater und seinen fünf Brüdern, die er als Buben alle gekannt hatte. Offenbar hatten ihm meine Tanten damals keinen Eindruck gemacht. Er sagte mir dann, er gehe an ein Konzert in der Stadtkirche Winterthur. «Ich gehe auch an dieses Konzert. Ich kann Ihnen leider den Weg nicht zeigen. Ich kenne Winterthur gar nicht.» Da lächelte er: «Kommen Sie nur mit mir. Ich zeige Ihnen den Weg schon.» Durch den grossen Verkehr am Bahnhof und durch die Stadt gingen wir zusammen zur Kirche. Wie ein Sehender zeigte mir der Blinde den Weg.

Nach dem Konzert fuhren wir wieder zurück. Ich begleitete ihn noch ein Stück seines Weges. Er erzählte mir, wie oft er bei Tag oder bei Nacht durch den Wald hinaus laufe. Er sei sicherer im Wald als auf der Strasse. «Stock und Füsse sind meine Augen. Nie falle ich. Nie stosse ich an einen Baum.» Dann blieb er stehen und sagte: «Genau hier rechts oben beginnt der Wald. Ich merke das. Ich fühle das am ganzen Körper. Natürlich spielt da meine Nase eine grosse Rolle. Ich kann mich sehr gut orientieren. Ich fahre viel nach Zürich. Ich arbeite dort auf der Blinden-Bibliothek. Da bitte ich nur die Mitfahrenden im Tram, mir zu sagen wo ich aussteigen muss. Die Leute sind meist sehr freundlich. Hilfe brauche ich aber keine. Ich

kenne in Zürich viele Strassen und hier fast alle Wege. Da rechts geht jetzt einer in den Wald hinauf.» Das hat er wahrscheinlich mit dem Stock «gesehen». Ein Stück weiter oben blieb er wieder stehen: «Da unten ist der Weiher, stimmt's?» Es war ein kleiner Weiher.



Gwatt: Ein langer weisser Stock für Sehbehinderte

Seit 1938 ist der weisse Stock auch in der Schweiz als offizielles Verkehrs-Schutzzeichen für blinde und sehbehinderte Menschen anerkannt. Allmählich findet ein sogenannter «Langstock» auch in der Schweiz immer mehr Verbreitung. Dieser weist gegenüber dem konventionellen Stock den Vorteil auf, dass er dem Sehbehinderten ein aufrechtes Gehen ermöglicht und den zu ertastenden Bereich vorverlegt. Um die Vorteile dieses Langstockes im Dienste grösserer Sicherheit für den Sehbehinderten voll auszunutzen, bedarf es eines Trainings von etwa fünfzig Stunden. Aus diesem Grunde führte der Schweizerische Blinden-Bund in der Reformierten Heimstätte Gwatt einen fünftägigen Langstock-Kurs für sehbehinderte Menschen durch. (Bild: Hans Keusen)

Seine Nase muss ihn «gesehen» haben. Wir hatten beide Freude, uns als Landsleute hier getroffen zu haben. Ich sah ihn später nie mehr.

Heute begegnen mir hin und wieder Blinde. Da geht ein Mann mit seinem Blindenhund von Haus zu Haus, von Türe zu Türe. Er verdient seinen Lebensunterhalt als Reisender. Dann sieht man Blinde mit langen, weissen, biegsamen Stöcken. Sie tasten damit die Kanten des Trottoirs ab. Meist gehen sie auf ihnen bekannten Wegen. Sie wissen dann sogar meist, wo die gelben Fussgängerstreifen sind. Zum Beispiel nach einem Haus, nach einem Baum oder einer Stange oder dort, wo es nach Wirtschaft, nach Bäckerladen riecht. Alles das merken sie sich sehr gut.

Am 15. Oktober war «Tag des weissen Stockes». Ich wusste das leider vorher nicht. Das Schreiben, das ich am 12. erhalten habe, will ich aber doch in unserer GZ abdrucken lassen:

«Am Tag des weissen Stockes, der in allen deutschsprachigen Ländern begangen wird, bitten der Blindenverband, der Blinden-Bund und die BfU, Schweizerische Beratungsstelle für Unfallverhütung, um Verständnis für schwer behinderte Mitmenschen. Blinde und hochgradig sehgeschwache Personen sind dankbar, wenn man sie um Hindernisse (z. B. um unerlaubt parkierte Autos), über die Strasse oder bis an ein öffentliches Verkehrsmittel begleitet. Motorfahrzeuglenker sollten beachten, dass Träger des weissen Stockes auch ausserhalb von Zebrastreifen das Vortrittsrecht geniessen, und dass nie knapp vor oder hinter ihnen durchgefahren werden darf.

Blinde brauchen keineswegs besonders laut angesprochen werden, sie schätzen normale Konversation und erwarten kein Mitleid — nur ein wenig Verständnis, besonders auch im Strassenverkehr.»

Ueber einen andern blinden Mann, den ich auch kannte, schrieb Martin Schmid in einem Büchlein. Ich vereinfache seine Sätze etwas:

Gehe ich in die Martinskirche, erinnere ich mich: Als kleiner Knirps sitze ich neben meinem Vater. Der grosse, hohe Kirchenraum macht mir Angst. Ich fürchte mich, wenn die Orgel ertönt. Von meinem Platz aus sehe ich hinter dem Tastenwerk ein bleiches Haupt sich hin und her bewegen. In dem bleichen Gesicht sind zwei schwarze Löcher, eine schwarze Brille. Ich verstand nicht, dass der blinde Organist Köhl das königliche Instrument spielen konnte.

Und genauso ging es auch mir. EC

Im Rückspiegel

Inland

- Nicht nur Waffenstillstand, Friede um den Panzer 68 ist ausgebrochen.
- Auch ich bin Gegner der Todesstrafe. 131 sind im Nationalrat gegen die Todesstrafe für Terroristen. Drei haben dafür gestimmt.
- In Athen, der Hauptstadt Griechenlands, ist eine Swissair-DC-8 bei der Landung verunglückt. 14 Mitreisende fanden dabei den Tod. 118 Personen konnten sich retten. 10 sind verletzt.
- Am 10. Oktober ist in Zürich Professor Dr. Guido Fanconi gestorben.
- Bundesrat Aubert sprach mit dem deutschen Aussenminister Genscher in Bonn vor allem über Fragen der Zusammenarbeit.

Ausland

- Merkwürdig! Da können Länder ihren eigenen Mitbürgern die Rückkehr in ihre Heimat verweigern. Zu oft liest man das jetzt in den Tageszeitungen.
- Den Nobelpreis für Medizin erhalten ein Amerikaner und ein Engländer.
- Am 12. Oktober sprach der kubanische Präsident Fidel Castro vor der UNO-Vollversammlung.

Diamant und Gold

Ein chinesischer Knabe hatte Freude an Steinen. Vielleicht hatte er es wie ich. Von jeder Bergtour brachte ich Steine nach Hause. Das hatte die Mutter gar nicht gerne. Immer wieder musste sie zerrissene Hosensäcke flicken. 1966, so las ich in der Zeitung, hat der 11jährige Chinesen-Knabe einen gelben, glänzenden Stein gefunden. Als Student las er viel später einen Artikel über Diamanten. Da erinnerte er sich an seinen Stein. Er suchte ihn aus seinem Spielzeug heraus. Er brachte ihn einem Kenner. Dieser stellte fest, dass es ein Diamant von hohem Wert war. Glücklicher Finder! Oder muss man ein Fragezeichen zu diesem plötzlichen Glück machen?

Nach dem Ersten Weltkrieg sind viele reiche Deutsche verarmt. Das Geld verlor seinen Wert. Das Porto für einen Brief in die Schweiz kostete damals einige Millionen Mark. Mein Onkel arbeitete in Deutschland. Mit dem Geld, das er nicht für seinen Lebensunterhalt brauchte, kaufte er Wertgegenstände, vor allem Bilder und Bücher. Einer sei-